

Geschichte der drei Schulkirchen des Gymnasium Dionysianum

Von Hugo Ernsting

Eigentliche „Schulkirchen“, die nur zum Zwecke der Benützung für die Schüler eines Gymnasiums gebaut wurden, gibt es vermutlich in Deutschland nicht. Meistens waren es Mönche, die sich schon früh im Mittelalter in den Gemeinden ansiedelten, Klöster gründeten und Lateinschulen einrichteten. In diesen Fällen war es selbstverständlich, daß die Ordensleute ihre eigene Klosterkirche den Schülern zur Verfügung stellten. Bei späteren gemeindlichen oder städtischen Schulgründungen bediente man sich der örtlichen Pfarrkirche oder sonstiger, nächstgelegener Gotteshäuser.

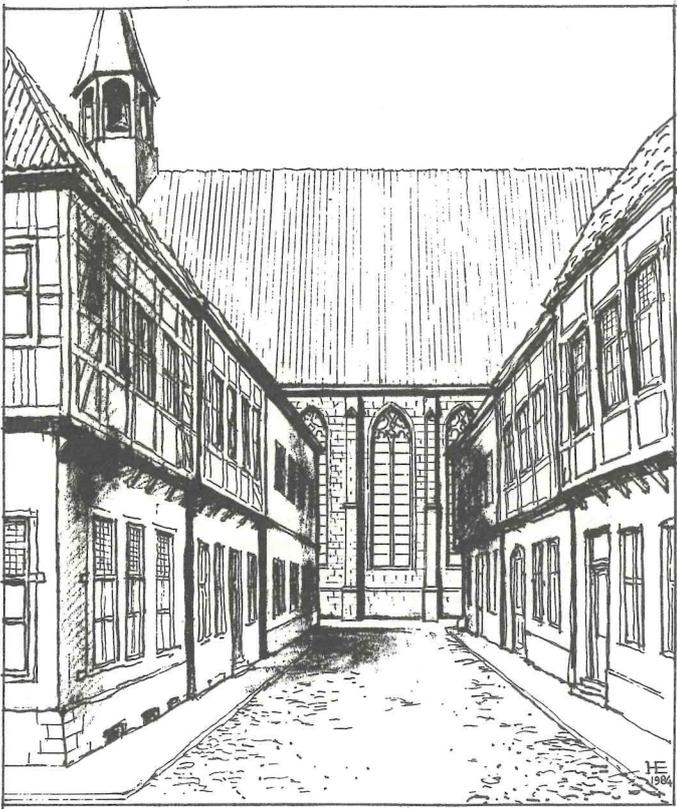
Die Josefskirche der Franziskaner

In Rheine waren es Franziskanermönche, die sich schon um 1635 in zwei kleinen Giebelhäusern zwischen der Herrenschreiberstraße und der Kreuzstraße niedergelassen hatten, also etwa zu jener Zeit, da münsterische Truppen – der Legende nach herbeigeholt durch den Hund des Boten Veit – in einem nächtlichen Überraschungsangriff die Stadt von der schwedischen Besatzung befreiten. Trotz dieser turbulenten Zeiten muß das Wirken der Mönche seine Früchte getragen haben, denn schon sieben Jahre später wurde der kleine Orden zum Konvent erhoben und der beengte Platz erwies sich trotz Erwerb eines dritten Hauses als zu klein und man erwog eine Verlagerung oder gar den Neubau eines richtigen Klosters. Aber gerade um diese Zeit erlebte die kleine, jedoch wichtige Festung Rheine die schlimmste Zeit während des Dreißigjährigen Krieges, denn noch im September 1647, im letzten Kriegsjahre, lieferten sich die von Ostfriesland anrückenden kaiserlichen Truppen des General Lamboy, der sich auf dem Thieberg einschante (sein Hauptquartier bezog er im Kloster Bentlage), und die aus dem Paderborner Raum herbeieilenden Hessen und Schweden unter den Generälen Rabenhaupt und Königsmarck die heftigsten Kämpfe um die Stadt. Letztere schleuderten in der Nacht vom 20./21. September vom östlichen Emsufer aus Unmengen von glühenden Kugeln in die Stadt, setzten sodann bei Schulte-Werning über die Ems und richteten sich auf dem westlichen Waldhügel ein („Hessenschanze“), um am 19. Oktober von hier aus der gequälten Stadt den Rest zu geben, während gleichzeitig ein kleiner Trupp von 30 Mann des schwedischen Generals Königsmarck das Hauptquartier des General Lamboy im Kloster Bentlage überfiel und die Gebäude in Brand steckte. 365 Häuser fielen bei diesen beiden Beschießungen der Stadt dem Brand zum Opfer, darunter das Hospital zum Hl. Geist, die dazugehörige Michaelskirche, sowie das Beilmann'sche und das Beckers'sche Haus am Markt.

Man wird sich vorstellen können, welch unsagbare Not in der Stadt herrschte, in der wenige Jahre vorher auch schon die Pest gewütet hatte. Beim Kampf um das nackte Leben gingen Begriffe wie Moral und Sitte, Anstand und Ehre völlig verloren, und diese Tendenz reichte bis in den Klerus hinein. Von „Bildung“ konnte keine Rede mehr sein.

Nach endlichem Abschluß der Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück im Jahre 1648 begab sich der neu ernannte und tatkräftige Bischof Christof Bernhard von Galen ans Werk der Reorganisation seines verwüsteten Bistums und betrieb vielerorts unter großem persönlichen Einsatz den Neubau von Klöstern und Schulen, – so auch in Rheine. Angesichts des großen Elendes und der Armut in der Stadt, aber auch wegen der Bedenken des ansässigen und umgebenden Adels war der Magistrat unter dem Bürgermeister Kannegießer mit den Bemühungen des drängenden Bischofs nicht einverstanden, konnten ihm jedoch nicht widerstehen. Schließlich stellte der Magistrat ein freies Grundstück zwischen der westlichen Stadtmauer und der Papestraße (heute Klosterstraße) zur Verfügung, wo früher ein alter Burgmannshof gestanden haben soll.¹⁾ Wie immer, begann man zunächst mit dem Bau der Kirche, bei deren feierlicher Grundsteinlegung 1658 der Bischof persönlich anwesend war, und 2 Jahre später, am 23. November 1660, konnte die Kirche fertiggestellt und vom Bischof eingeweiht werden. Sie wurde dem Hl. Josef gewidmet.

Es war ein stattlicher Bau, 31,40 m lang und 11,36 m breit, dessen östliche Längswand als optischer Abschluß der Emsstraße den Bürgern der Stadt über 160 Jahre lang ein gewohnter Anblick war. Ich habe



versucht, den für uns Nachfahren ungewohnten Anblick, gesehen von der Adler-Apotheke aus in Richtung Westen, zeichnerisch ungefähr darzustellen (Bild 1). In dem letzten Gebäude links an der Ecke Emsstraße/Klosterstraße befand sich ab 1733 die Schule, die zugleich mit dem Neubau der Kirche gegründet worden war (heute Juweliergeschäft Abeler).

Es ist anzunehmen, daß diese Josefskirche aus dem gleichen gelblich-grauen Sandsteinen errichtet wurde wie die nahegelegene Dionysiuskirche, die 140 Jahre früher fertiggestellt worden war. Dem überlieferten Grundriß nach handelte es sich um eine schmale, einschiffige Halle im spätgotischen Stil der franziskanisch reformatorischen Schlichtheit und Einfachheit. Was das Äußere anbelangt, möchte ich nicht die Ansicht von Dr. Büld teilen, der von einer „hohen Barockfassade“ spricht, hergestellt aus Baumberger Sandstein, wie ein noch vorhandenes Kapitäl aus diesem Material beweisen soll.²⁾ Es gibt weder eine Abbildung noch eine Beschreibung von dieser Fassade, sondern nur die oben erwähnte Grundrißzeichnung des Zollinspektors Boner von 1816, die keinen Hinweis darauf gibt, ob diese Kirche noch „spätgotisch“ oder bereits „barock“ konzipiert war. Aber im Band 53 (Münster) über „Berühmte Kunststätten“ von Hermann Schmitz heißt es: „In der kirchlichen Baukunst Münsters unter Christoph Bernhard ist zunächst das Fortleben der gotischen Stilformen merkwürig. (...) Die einheimischen Handwerker scheinen die volkstümliche Kunst in der Stille fortgepflegt zu haben. So kann es uns nicht wundern, wenn die drei Kapellen, die Christoph Bernhard im Jahre 1663 im spätgotischen Stile an den Chorumgang des Domes anbauen ließ, von der vorhandenen gotischen Kapelle (dem Armarium) im Stil kaum zu unterscheiden sind. Hier seien auch die gotischen Innenräume der Kirchen zu Corvey 1666, zu

Kinderhaus bei Münster (1673) und der Jesuitenkirche zu Coesfeld (1673) genannt“.³⁾ Gotisch ist auch noch die Kirche zu Handorf von 1700. So können wir auch die Franziskanerkirche in diese Reihe einordnen.

Meine Erfahrungen bei der Restaurierung der St. Dionysiuskirche von 1958 bis 1968 lassen vermuten, daß die Steine aus dem nächstgelegenen und daher kostengünstigen Gravenhorster Steinbruch bei Hörstel/ Bevergern stammen, ein Material von sehr großer Festigkeit und Haltbarkeit. Noch bis in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts war dieser Steinbruch lieferfähig und hat für St. Dionysius alles Material geliefert. Nur die steinmetzmäßig ornamental und daher intensiver zu behandelnden Werkstücke wie Kapitäle, Bögen, Grate usw. wurden damals wie heute aus dem weicheren Material des viel helleren Baumberger Sandsteins hergestellt, ebenfalls aus Kostengründen.

Die kräftigen Strebpfeiler lassen vermuten, daß die Halle mit einem Kreuzrippengewölbe überdeckt war, wie auch Dr. Büld annimmt, während Rudolf Breuing „wegen des Fehlens jedweder Wandgliederungen im Innern“ in dem Boner'schen Plan eine Flach- oder Spiegeldecke vermutet, obwohl er selbst zugibt, daß Christoph Bernhard die Kreuzrippengewölbe bevorzugte.⁴⁾ Wir müssen Boner sehr dankbar sein, daß er wenigstens den Grundrißplan noch sechs Jahre vor dem Abbruch der Franziskanerkirche erstellt hat, können aber nicht von einem vielleicht ehemaligen Artillerie- oder Ingenieuroffizier erwarten, daß er alle architektonischen Feinheiten darzustellen in der Lage war. Außerdem sind die Jochinnenmaße von $9,45 \times 5,60$ m (= fast 2:1) geradezu ideal für ein Kreuzrippengewölbe. Fünf solcher Joche reihten sich hintereinander und schlossen nach Süden (!) mit einem $\frac{3}{8}$ Chorabschluß. Denn wegen der durch das Grundstück vorgegebenen Lage war diese Kirche entgegen strenggeübtem Brauch nicht „geostet“, sondern der Chorraum wies nach Süden, in Richtung Münstermauer. Zwischen den Strebpfeilern der östlichen Längswand und des Chores befanden sich hohe spätgotische Maßwerkfenster mit vermutlich schlichter und wenig farblicher Bleiverglasung. Ein steiles Satteldach deckte diese in ihrer Einfachheit ansehnliche Hallenkirche, geschmückt nur durch einen kleinen Dachreiter über dem Chor zur Aufnahme der beiden Kirchenglocken und einer Uhr.

Als um 1714 der Konvent auf 34 Patres angewachsen war, wurde die Kirche nach Süden um 11,60 m verlängert, nämlich um drei, allerdings etwas schmalere Joche und war jetzt mit erneutem $\frac{3}{8}$ Chorschluß 43,00 m lang und damit nur 12 m kürzer als St. Dionysius. Da 20 Jahre später die oben genannte Schule errichtet werden konnte, schienen die Mittel reichlicher zu fließen und es ist zu vermuten, daß in dieser Zeit auch der barocke Hochaltar und die prunkvoll verzierte Kanzel angeschafft werden konnte. Beide wertvollen Stücke sind bis in unsere Zeit erhalten geblieben, denn der Altar steht seit 1817 in der Schloßkirche zu Fürstenau, während die Kanzel sich in der Plechelmus-Basilika in Oldenzaal befindet. Diese dem hl. Josef geweihte Kirche der Franziskaner war nun eineinhalb Jahrhunderte lang das Gotteshaus für die Schüler des Gymnasium Dionysianum.

Dann kam um 1803 die Zeit der Säkularisation, in der die meisten Klöster verweltlicht und aufgelöst wurden. Zwar gewährte man den armen und besitzlosen Franziskanern, die deshalb auch „Barfüßler“ genannt wurden, noch eine gewisse Schonfrist, aber seit 1812 stand auch diese Kirche leer und war dem Verfall und der Plünderung preisgegeben. 1822 wurde die Kirche abgebrochen, und der freigewordene Platz wurde von dem Bürgermeister Forstmann als höchst angenehm empfunden.

Die Nikolaikirche

In den linken Teil des leerstehenden und nun besser zugänglichen alten Klosters zogen die Schüler des Gymnasiums ein, da die alten Räume für die steigende Schülerzahl nicht mehr ausreichten. In den folgenden 46 Jahren gab es keine eigene Schulkirche und es ist anzunehmen, daß der Schulgottesdienst in der nahegelegenen Stadtkirche zum Hl. Dionysius stattgefunden hat, bis es den eifrigen Bemühungen des geistlichen Direktors Dr. Peter Grosfeld gelang, eine kleine, im Verfall begriffene Kirche, nur wenige Minuten entfernt, fast am Ende der Emsstraße/Ecke Mühlenstraße liegend, als neue Schulkirche zu gewinnen, dort, wo sich heute die Metzgerei Loh befindet. Das war die Nikolai-Kirche, die schon eine lange Geschichte von 370 Jahren hinter sich hatte.

Denn die Ursprünge führen zurück bis in das Jahr 1379, zu einer Zeit, da mit dem Bau der heutigen Dionysiuskirche noch nicht einmal begonnen war, als ein wohlthätiger und vermögender Bürger der Stadt

sich entschloß, eine Stiftung für ein Armenhospital anzulegen. Aber er starb darüber, und etwa 70 Jahre später erweiterte ein anderer Bürger, Gerd Kremer (Schöffe zu Rheine), und seine Frau Grete diesen Fundus aus eigenen und fremden Mitteln und begann sofort tatkräftig zunächst mit dem Bau des „Hospitals zum Hl. Geist“ für 13 Obdachlose und anschließend mit dem Bau der dazu gehörenden Kapelle, die als Vikarie St. Michaelis Archangeli gegründet war und dem Pastor von St. Dionysius unterstand, der auch den Rektor für Kirche und Hospital bestimmte. 200 Jahre lang dient sie diesem wohltätigen Zweck, bis es dem oben erwähnten Brande im Jahre 1647 zum Opfer fiel, aber nach dem Dreißigjährigen Krieg sofort auf den gleichen Grundmauern wieder aufgebaut wurde, um weiterhin den Obdachlosen zur Verfügung zu stehen. Dieses Hospital hat dem „Heiliggeistplatz“ seinen Namen gegeben, den er heute noch trägt und mit dem er von der Wohltätigkeit und Hilfsbereitschaft frommer Bürger der Stadt kündigt.

Hospital und Kirche haben jahrhundertlang zusammengehört. Während die Kirche, die nach dem Wiederaufbau „Nikolaikirche“ genannt wurde, noch bis in unsere Zeit hinein bestand (sie wurde 1912 abgebrochen) ist von dem Hospital nur wenig bekannt. In der „Geschichte der Stadt Rheine“ von Anton Führer (Ausgabe 1974)⁵ zeigt das Bild Nr. 21 eine primitive Abbildung des „Alten Hospitals zum Hl. Geist“ mit der dazugehörigen Kapelle, eine Zeichnung, unter der man sich nicht viel vorstellen kann. Dennoch gibt die Situation einige Anhaltspunkte. Ich habe versucht, mit Hilfe dieser Zeichnung und eines von Rudolf Breuing angefertigten Modelles sowie einer von Ludger Meier veröffentlichten Zeichnung zur „Geschichte des Strätterschen Hauses“⁶ eine perspektivische Zeichnung des Heiliggeistplatzes und seiner Umgebung zu jener Zeit (um 1685) anzufertigen: Man schaut von einem etwas erhöhtem Punkt vom gegenüber liegenden östlichen Emsufer aus über die Stadtmauer am westlichen Ufer und deren dichte Bebauung hinweg auf den Heiliggeistplatz, an dessen westlicher Seite das Hospital als langgestreckter zweigeschossiger Fachwerkbau den Hauptakzent bildet. Links, also südlich davon, liegt die Michaels- oder auch Nikolaikirche. Hinter beiden Gebäuden fließt der alte Stadtgraben der ehemaligen Befestigungsanlage. Das lange Grundstück war dreiseitig mit einer Mauer oder Hecke umgeben. Eine etwas zurückliegende Verbindungsmauer zwischen Kirche und Umzäunung ergab eine Ecke, in welcher ein Wasserbrunnen stand. Die Giebelspitzen hinter der Kapelle lassen den Verlauf der aufwärts steigenden Emsstraße erkennen, die bei der Franziskanerkirche im Hintergrund endet. Im Vordergrund rechts sieht man die Einmündung des Stadtgrabens in die Ems. Rechts davon liegt das Wohnhaus des H. Habinkhorst und links des Grabens dessen Wollweberei und Färberei, wo später das Strätters'sche Haus gebaut werden sollte, dann jedoch auf den Resten der bereits geschleiften Stadtmauer (Bild 2).

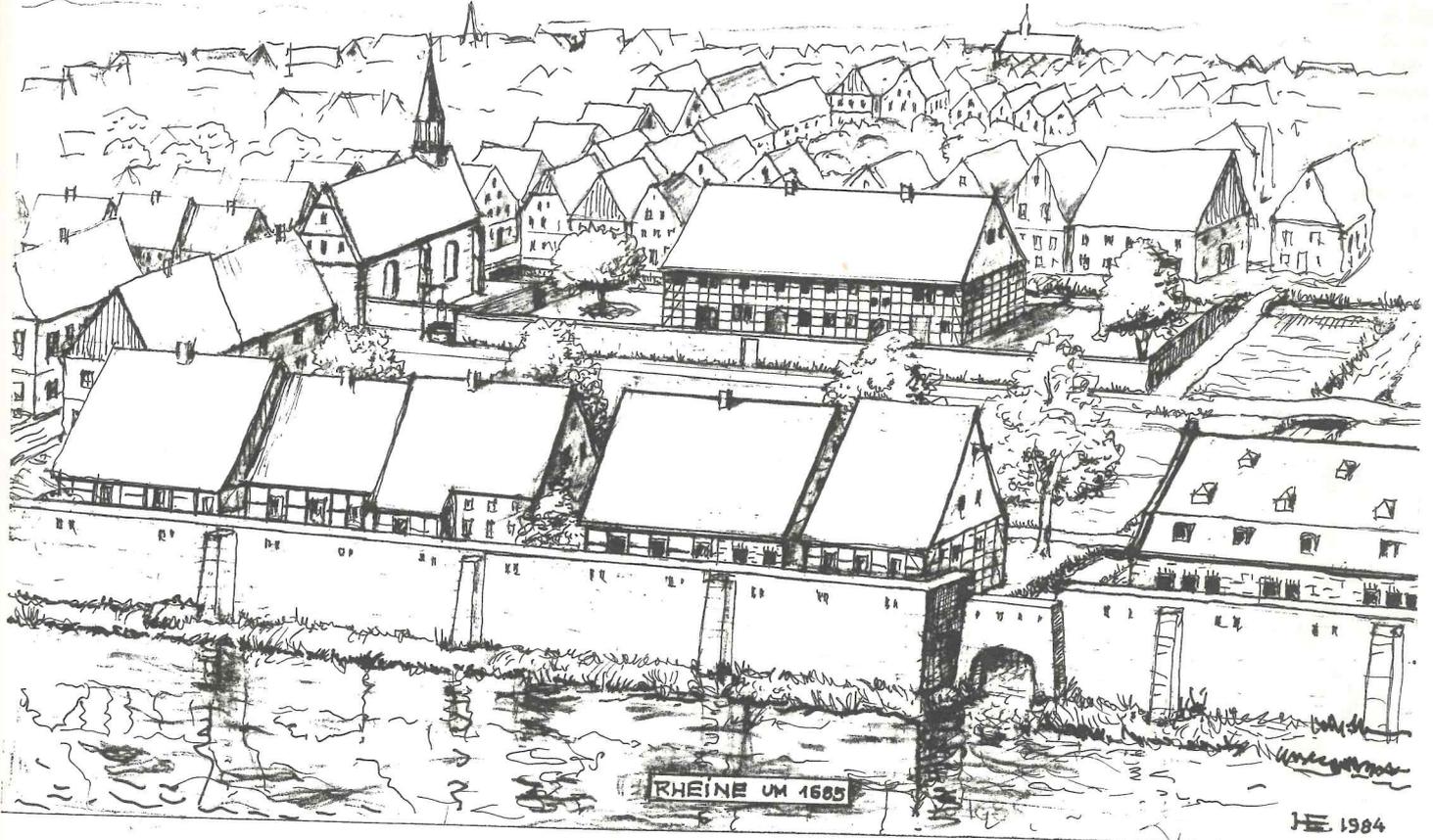
Als besonderes Schmuckstück der inneren Ausstattung war in der Nikolaikirche ein Altar mit spätgotischen Holzschnitzereien in Manier der Kalkarer Schule, welche das Leiden Jesu Christi darstellten. Rudolf Breuing hat erst kürzlich höchst interessante Vermutungen veröffentlicht⁷, wonach diese Schnitzbildwerke zusammen mit den im Weddingschen Familienbesitz befindlichen Altartafeln des Marienlebens zu dem gotischen Hauptaltar im Chor der Dionysiuskirche gehört haben können, welcher um 1791 von dem Pfarrer Bernhard Jakob Kumpers abgebrochen worden ist, um ihn durch einen riesigen Barockaltar zu ersetzen. (die Schnitzereien befinden sich heute im Chor der Petrikerche).

Auch eine kleine Plastik des Namenspatrones dieser Kirche, des Hl. Nikolaus, hergestellt von dem Rheiner Bildhauer Meiering, beherbergte dieser Raum und fand hier ganz besondere Verehrung. Mag es an der Beliebtheit dieses Kinderbischofs liegen oder an der Tatsache, daß auch Frauen den Küsterdienst hier ausübten, jedenfalls kamen am Nikolaustag – wie Dr. Büld schreibt –⁸) alle Kinder der Stadt, auch protestantische und jüdische, hier zusammen und beteten gemeinsam die Allerheiligenlitanei. Wenn dann die Stelle kam: „Heiliger Nikolaus“, dann antworteten sie nicht, wie es sein mußte: „Bitte für uns!“, sondern riefen im Chor: „Brenge us wat!“ – Zu Füßen des Heiligen sieht man ein kleines Pökelkäßchen mit drei Knaben darin. Das weist auf die besonders in Frankreich verbreitete Legende von der wunderbaren Errettung dreier Schüler vom Tode, die durch einen Wirt ermordet und eingepökelt worden sind. So ist dieser Heilige nicht nur der Schutzpatron der Schiffer, Kaufleute und Bäcker, sondern ganz besonders auch der Kinder und Schüler (Bild 3).

Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Franzosen nach Rheine kamen, erfuhr die Kirche manche zweckentfremdete Benützung. Napoleon hatte die Kontinentalsperre verordnet, die einen regen Schmuggelhandel zur Folge hatte. So benützten die „Douanieres“ ein ganzes Jahr lang die Kirche als



Lagerraum für die vom Zoll beschlagnahmten Waren. Aber auch der Bürgermeister Striethorst machte von dieser Möglichkeit Gebrauch. Viele junge Männer entzogen sich durch die Flucht dem verhassten Militärdienst und versteckten sich in den umliegenden Wäldern, doch sie wurden aufgegriffen und der „Maire“ Striethorst ließ einmal 114 dieser Deserteure in der Nikolaikirche einsperren. Diese und ähnliche Maßnahmen hatten zur Folge, daß die beliebte Kirche dem Verfall preisgegeben war, bis in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, nachdem sich die Zeiten einigermaßen beruhigt hatten, der geistliche Direktor des Gymnasium Dionysianum Dr. Peter Grosfeld, der immer noch ohne eigene Schulkirche und auf die Pfarrkirche angewiesen war, diese alte „Rumpelkammer“ für seine Schule entdeckte und erwirkte, daß sie für diesen Zweck nicht nur zur Verfügung gestellt, sondern auch wiederhergerichtet wurde. So konnte sie noch weitere 46 Jahre lang ihren Dienst erfüllen. 1899 feierte Dr. Grosfeld sein 50. Priesterjubiläum. Überlegungen, das Gymnasium aus dem alten Franziskanerkloster abzuziehen, weil dieses den erforderlichen Ansprüchen nicht mehr genügte, waren längst im Gange. Sein größter Wunsch war, daß zum neuen Gymnasium auch eine neue Schulkirche gebaut werden sollte, und aus diesem Grunde spendeten ehemalige Schüler anlässlich des Priesterjubiläums eine Summe von 10 Tausend Mark als Grundstock für diese Kirche. Zwei Jahre später starb dieser gütige Erzieher und Lehrer (1901) im 75. Lebensjahr. Im Jahre 1912 wurde die Nikolaikirche, 464 Jahre nach ihrer Gründung, abgebrochen, um einem Neubau zu weichen, den das Ehepaar Josef Thamm erstellte und in dessen Erdgeschoß ein Nähmaschinen- und Fahrradgeschäft geführt wurde. Heutiger Besitzer ist die Familie des Metzgermeisters Loh.

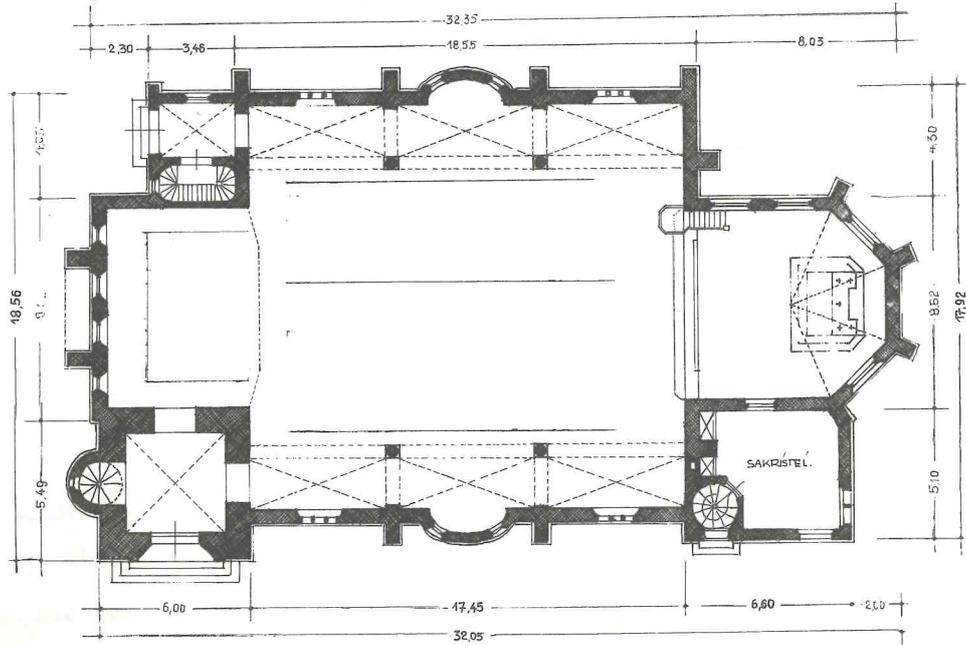


Petrikirche

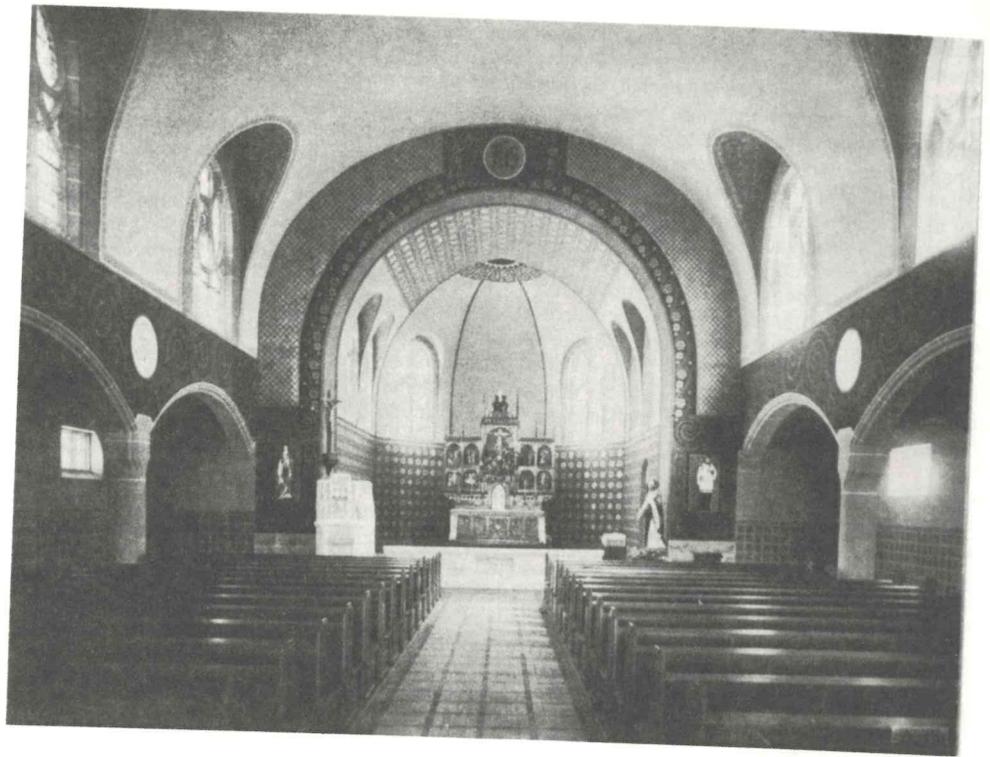
Dr. Anton Führer war 45 Jahre alt, als er 1899 als Nachfolger von Dr. Grosfeld das Amt des Gymnasialdirektors übernahm. Er hatte die Vorarbeiten geleistet, die zum Neubau des Gymnasiums führten, welches 1909 im Rahmen einer mehrtägigen, großartigen Feier, an der fast die ganze Bevölkerung der Stadt Rheine und viele ehemalige Schüler teilnahmen, eingeweiht und bezogen wurde. Unmittelbar danach ging er ans Werk, um die noch fehlende Kirche zu errichten. Der Architekt Josef Franke aus Gelsenkirchen, der bereits das Schulgebäude geplant und gebaut hatte, wurde ohne weiteren Wettbewerb beauftragt, anschließend auch die Kirche zu errichten, wodurch, wie es sich später herausstellen sollte, in Form und Material eine absolute architektonische Einheit zwischen Schule und Kirche gewährleistet war. Am 3. August 1910 wurde mit den Arbeiten begonnen und bereits nach 16 Monaten Bauzeit konnte die Kirche am 29. November 1911 vollendet und feierlich eingeweiht werden. Zur ehrenvollen Erinnerung an den bereits 10 Jahre vorher verstorbenen Dr. Peter Grosfeld wurde die Kirche dem Hl. Petrus geweiht und „Petrikirche“ genannt.

Hier handelt es sich nun um eine echte schuleigene Kirche. Weder staatliche noch kirchliche Behörden waren an einem solchen, nur einem beschränkten Zweck dienenden Objekt interessiert und beteiligten sich nicht an der Finanzierung. Diese erfolgte ausschließlich aus Spenden ehemaliger Schüler und wohlthätiger Bürger der Stadt. Nur das Grundstück westlich der Schule stellte die Stadt Rheine unter Bürgermeister Hubert Schüttemeyer kostenlos zur Verfügung.

Der Raum zwischen Schule und Schleupestraße war nun nicht gerade sehr groß, um die Kirche mit 360 Plätzen unterzubringen, und so blieb dem Architekten nur die Möglichkeit zu einem kurzgedrungenen Bau, dessen breites Mittelschiff zusammen mit den schmalen Seitenschiffen, die jedoch nur als „Gänge“ dienen, ungewöhnlicherweise ein Quadrat bildet. Das Mittelschiff wird durch eine hohe, halbrunde Tonne gedeckt, die jedoch nicht gemauert, sondern als leichte „Rabitzdecke“ ausgeführt und an der Dachkonstruktion aufgehängt wurde, so daß keine Schubkräfte auf die Außenwände entstehen. In diese Tonne schneiden seitlich je drei große Hochgadenfenster ein, die basilikales Licht einfallen lassen, aber es ist keine „Basilika“. Die beiden niedrigen Seitenschiffe sind mit fast zu flachen Kreuzgratgewölben



Grundriß der Petrikirche
Zeichnung: Hugo Ernting, 1984



überdeckt und bestehen aus je 3 Jochen, wovon das jeweils mittlere zur Unterbringung der Beichtstühle nach außen konchenförmig erweitert ist. Von außen gesehen sind sogar über diese Konchen hübsche kleine Kuppel angebracht, die aber von innen keine Entsprechung finden, was hier auch keinen Sinn hätte. Während der Chor sich nach Osten in einen schmaleren, ebenfalls tonnengedeckten Raum fortsetzt und mit einem $\frac{3}{8}$ -Schluß endet, verlängert sich das Mittelschiff nach Westen mit einer kurzen, flachgedeckten hohen Halle, in welcher auf vier Holzstützen die Orgeltribüne eingebaut ist. Ein Schmuckstück war der spätgotische Altar, der aus der alten Nikolaikirche herübergerettet wurde und nach gründlicher Restaurierung hier einen würdigen Platz fand. Die von dem Architekten Josef Franke entworfenen Kanzel sowie die Kommunionbank waren aus hellem Baumberger Sandstein und wurden von dem münsterischen Bildhauer Lobenberg angefertigt. Infolge der liturgischen Reform nach dem 2. vatikanischen Konzil wurden beide entfernt. Die Kommunionbank war überflüssig, aber die Kanzel hätte man an ihrem Ort belassen sollen, denn wenn heute auch Epistel, Evangelium und Predigt wie in frühchristlichen Zeiten von einem Ambo aus vorgetragen werden, so könnte doch bei Gelegenheiten wie Exerzitien usw. die Kanzel noch gute Dienste tun. Bedauerlich jedoch ist die Entfernung des alten Altars, wovon nur noch die Holzschnitzereien erhalten geblieben sind. Aber das entfernte Gehäuse ist noch vorhanden, und vielleicht kommt eine Zeit, die den schönen Altar in seiner alten Form wieder präsentiert. Die ursprüngliche, vom Architekten entworfene farbige und dekorative Behandlung der Innenwandflächen unterstrich harmonisch diese Architektur: Der mächtige Triumphbogen, der den Altarraum vom Mittelschiff trennt, sowie die Flächen zwischen den weiten Bögen der Seitenschiffe und dem Ansatz der Hochgadenfenster waren in kräftigen Farben und Jugendstilformen verziert, die dem feierlichen Innenraum erst die rechte Wirkung gaben.

Was das Äußere anbelangt, so zeigen die Baumassen von allen Seiten ein harmonisches plastisches Gesamtbild in zwar historischen, jedoch durchaus eigenwilligen Formen, die sich dem Schulgebäude vollkommen anpassen. Das Mittelschiff, als Kernkörper mit seinem hohen Dach, – nach Osten ein freier Giebel mit renaissance-ähnlichen Verzierungen, nach Westen ein steiles Walmdach – ist zwischen dem etwas niedrigeren Chorhaus und dem westlichen Anbau für die Orgelempore eingespannt. Die gleiche Einspannung erfährt das südliche Seitenschiff zwischen dem vorgezogenen, kantigen Kirchturm und der Sakristei, die eine Entsprechung auf der nördlichen Seite findet. Ungewöhnlich, aber sehr gelungen sind die drei Giebelhäuser, die in die jeweiligen Längsseiten und in das Hauptdach einschneiden und die Hochgaden-Fenster aufnehmen. Die beiden durchhängenden Strebebögen, die hinter den Seitenschiffwänden in senkrechte Strebepfeiler abknicken, sind nicht erforderlicher gotisierender Zierrat, denn es gibt keine Lasten aus dem Gewölbe abzufangen.

Die Außenflächen der Kirche sind in der gleichen Weise behandelt wie die am Schulgebäude, indem die Sockelflächen, die Strebepfeiler und -Bögen, der ganze Turm und die Giebeleinfassungen mit grünen Anröchter Steinen im Wechsel mit gelblichen Ibbenbürener Bruchsteinen vorgemauert sind. Im Zusammenwirken mit dem Grauputz der übrigen Wandflächen und den schwarzen Schieferdächern ergibt sich daraus ein farbfrohes, einheitliches Gesamtbild von Schule und Kirche.

Daher konnte anlässlich des 50jährigen Bestehens der Petrikerche Dr. Büld in der Festschrift schreiben: „Diese Sprache der Baukunst weist uns stumm, aber eindringlich auf die Einheit und Vollendung von Seele, Geist und Leib im christlichen Menschenbild hin, auf das Erziehungsideal unserer alten Schule: die lebendige Verbindung von Glauben, Wissenschaft und Leben!“ – Allerdings schrieb bei gleicher Gelegenheit der Gymnasialdirektor Josef Frey: „Es ist nicht im eigentlichen Sinne eine schöne Kirche, eine künstlerische Leistung, die von einem geläuterten und einem empfindsamen Formgefühl zu bestehen vermöchte. Aber sie wagt unter den in ihrer Entstehungszeit gegebenen Möglichkeiten wenigstens den Versuch, eine eigene, auf Würde und Wirkung bedachte Form zu entwickeln.“

Der Architekt Josef Franke war 1876 geboren, also in eine orientierungslose Zeit hinein, die um die Jahrhundertwende nur kurzfristig durch den „Jugendstil“ einen lebhaften Aufschwung erhielt, um danach – beginnend mit dem Expressionismus – neue, moderne Formen zu entwickeln. Die offizielle Kirche widersetzte sich diesen Bestrebungen, denn noch 1912 verordnete der Kölner Kardinal Fischer: „Neue Kirchen sind in der Regel nur in romanischem oder gotischem, bzw. sog. Übergangsstil zu bauen!“⁹⁾ Franke war einer der bekanntesten Kirchenbaumeister seiner Zeit in den Bistümern Münster und Paderborn, sowie im Industriegebiet, und er schuf die Petrikerche im Sinne dieser kirchlichen Verordnung. Aber zur gleichen Zeit waren auch schon Kirchenbaumeister am Werk, wie der nur um vier Jahre jüngere Dominikus Böhm, sowie Hans Schwippert, Rudolf Schwartze und andere, die eigenwillig und erfolgreich neue Wege gingen, ohne Rücksicht auf den Kardinalserlaß und historische Formen.

Wenn eingangs erwähnt wurde, daß es „Schulkirchen“, die nur zum Zwecke für die Benützung durch die Schüler eines Gymnasiums gebaut wurden, vermutlich nicht gibt, so bildet die Petrikerche in Rheine eine rühmliche Ausnahme und daher konnte 1931 der Oberschulrat Goldmann sagen, wie Studiendirektor Hilgenberg in der Festschrift von 1959 zitiert: „Sie haben hier in Rheine das Glück, das nicht viel höhere Schulen mit Ihnen teilen, daß Sie eine eigene Kirche bei Ihrer Schule haben. Bewahren Sie das, pflegen Sie das!“

Anmerkungen

1) Rudolf Breuing. „Das ehemalige Franziskanerkloster als Rathaus“ in „Rheine, gestern, heute und morgen“ Heft 1/78. S. 26.

2) Heinrich Büld. „Das Gymnasium Dionysianum und seine Schulkirchen“ in „Verein alter Dionysianer“ 1. Juli 1961.

3) Hermann Schmitz: in „Berühmte Kunststätten“ Band 53 „Münster“ S. 127.

4) Breuing a. a. O.

5) Anton Führer „Geschichte der Stadt Rheine“ 2. Auflage v. 1974. Abb. 21

6) Ludger Meier: „Geschichte des Strätterschen Hauses“ in „Rheine, gestern, heute und morgen“ 1/83 S. 42ff.

7) Rudolf Breuing. „Altartafeln v. St. Dionys.“ in: wie 6.

8) Heinrich Büld: a. a. O.

9) Willy Weyres: „kathol. Kirchen“ in „Architektur“ 1957 Safari Verlag Berlin.